

(Nachdruck verboten.)

17] Das Gemeindekind.

Erzählung v. Marie v. Ebner-Eschenbach.

Der Junge flog aus dem Hause und über den Hof, die Treppe zum Glockenturm hinauf und läutete, läutete mit Andacht, mit Inbrunst, mit feierlicher Langsamkeit. Und dabei betete er still und heiß für das Seelenheil des Verstorbenen.

Als er vom Turme herunterkam, traf er den Herrn Pfarrer, der, auf dem Heimweg aus dem Sterbehause, den verdeckten Kelch in den Händen, eben im Begriff war, in die Kirche zu treten. Pabel sank auf die Kniee vor dem heiligen Viaticum, und der Pfarrer ließ im Vorübergehen einen Blick so voll Verdammnis und Verwerfung über ihn hingleiten, daß er erschrocken zusammenfuhr, an die Brust schlug und sich fragte: „Ist er böse auf mich, weil er sich vielleicht auch denkt, daß der Bürgermeister meinetwegen hat sterben müssen?“

Er ging in die Schule zurück und nach seiner Stube und hatte diese kaum erreicht, als auch schon Vinska hereinströmte, verflört, ganz außer sich.

Sie hatte die Kleider nur hastig übergeworfen, das Tüchlein fiel ihr vom zerrauten Haar in den Nacken, ihr Gesicht war totenbleich, und mit den Gebärden wilder Verzweiflung warf sie sich vor Pabel hin.

„Erbarm Dich!“ rief sie, „Du bist besser als wir alle. Guter Pabel, weil Du so gut bist, erbarm Dich unser . . . Wir waren immer schlecht gegen Dich, aber erbarm Dich doch, erbarm Dich meines alten Vaters, meiner alten Mutter, erbarm Dich meiner!“

Sie preßte das Gesicht an seine Knie, die sie umschlungen hatte und sah flehend zu ihm empor. Er war noch bleicher geworden als sie, eine unheimliche Wonne durchschauerte ihn: „Was willst Du?“ fragte er.

„Pabel,“ antwortete sie und drückte sich fester an ihn, „das Fläschchen, das Du gestern gebracht hast, hat der Tote, wie sie ihn gefunden haben, in der Hand gehalten, und die Leute sagen — und der Peter sagt auch, es ist Gift.“

„Gift?“ Die nächtliche Szene mit Virgil fiel ihm plötzlich ein; „ja, von Gift hat Dein Alter geredet . . . Otterngezücht! Ihr habt den Bürgermeister vergiften wollen . . .“

„So wahr Gott lebt,“ beteuerte Vinska, „ich hab von nichts gewußt . . . Und auch so wahr Gott lebt: Es ist nichts Böses geschehen . . . Glaub mir — der Bürgermeister ist an seiner Krankheit gestorben, nur früher, als der Doktor gemeint hat, und das Mittel, das Du gebracht hast, war ein gutes Mittel . . . Man wird es schon sehen bei Gericht, denn es kommt vors Gericht, der Peter will's.“

Keuchend, in namenloser Aufregung, brachte sie diese Worte hervor, und ihr starrer Blick hielt den seinen fest.

„Wenn's so ist,“ entgegnete Pabel, „vor was fürchtst Dich?“

„Vor was? Weißt nicht, wie die Leute sind? . . . Wenn die Mutter vors Gericht kommt und wird zehnmal losgesprochen, deswegen heißt's doch, losgesprochen ist nicht unschuldig . . . Die Mutter darf nicht vors Gericht kommen, Pabel — Pabel!“

Sie wiederholte seinen Namen in allen Tonarten des Jammers, ihr zarter Körper schmiegte sich schlangenmäßig an ihm empor, und er, mit widerstrebender Seele, voll Argwohn und Groll, verfiel sie mit den Augen.

„Ich kann nicht helfen,“ murmelte er. „Du kannst! Du brauchst nur zu wollen, Du brauchst nur zu sagen . . . sag es, Pabel, guter, guter Pabel!“

„Was denn? was soll ich sagen?“ „Daß Dich niemand geschickt hat,“ stammelte sie zögernd; „daß Du von selbst zu ihm gegangen bist.“

„Von selbst?“ brach er aus; „was werd denn ich von selbst zu ihm gehen? Was werd denn ich ihm bringen von mir selbst? Ich weiß ja nichts.“

„O Lieber, Allerliebster! Ein Hirt weiß immer was. Du hast oft Kräuter gekocht für die kranken Ziegen und Schafe, und hast halt gemeint, was für die so gut ist, kann auch für einen kranken Menschen gut sein . . . Das sag,

Pablicek, wenn sie Dich fragen.“ Sie küßte ihn, der ihr nicht mehr wehrte, auf seine brennenden Lippen; „das sag, und dann nur alles, wie es war, wie Du Dich eingeschlichen hast in seine Stube, und was er gesagt hat, wie er Dich gesehen.“

„Da hat er ja nichts gesagt.“

„Nichts gesagt?“

„Nichts, aber fürchterlich gegloht.“

„Und Du?“

„Und ich hab ihn gebeten, daß er mich beim Herrn Lehrer lassen soll.“

„Und dann? Weiter, Pablicek, weiter.“

„Dann hat er mit dem Kopf gemacht: Nein, nein und noch fürchterlicher nach dem Mittel gegloht und gewinkt, daß ich ihm davon geben soll.“

„Und Du hast ihm davon gegeben?“

„Ja.“

„Und niemand war dabei?“

„Niemand.“

„Und die Magd? Ist die draußen an der Tür gewesen?“

„Die ist draußen an der Tür gewesen.“

„Und was hat sie gesagt?“

„Sie hat gesagt: Gott geb's, daß das Mittel hilft.“

„Und Du?“

„Ich hab auch gesagt Gott geb's.“

„Und wie Du in den Garten hinausgekommen bist, war niemand dort?“

„Der Peter,“ sprach Pabel mit Bestimmtheit, „er hat mich gehört und mir nachgeschrien.“

„Das ist gut, alles gut, das mußt Du alles ausagen,“

flüsterte Vinska und umarmte ihn, als ob sie ihn ersticken wollte; „und es wird Dir nichts geschehen; sie sind ja geschick bei Gericht und wissen gleich, ob ein Mittel giftig ist oder nicht. Dir wird nichts geschehen, und uns wird geholfen sein, . . . ich bitte Dich also, erbarm, erbarm Dich!“

Sie sah ihn an wie ein in Todesangst Ringender den Retter, von dem er sein ganzes Seil erwartet, und ein wonniges Gefühl der Macht schwellte die Brust des verachteten Jungen.

„Was krieg ich, wenn ich's tu?“ rief er übermütig und packte sie an beiden Armen. „Wirfst Du dann den Peter stehen lassen und mich nehmen?“

Wilde Verzweiflung flog über ihre Blüge; von Zorn übermannt, vergaß sie alle Klugheit. „Dummer Bub — so war's nicht gemeint!“

Sie schrie es fast und suchte sich von ihm loszumachen. Er spottete: „Nicht? Warum also gibst mir Küsse und nennst mich Allerliebster? . . . Soll ich statt Euer vor Gericht, damit der Peter Dich nehmen kann? Das willst?“

„Das will ich!“ sprach sie finster; „das muß ich. Dummer Bub! . . .“ Sie trat einen Schritt zurück und erhob die gerungenen Hände. „Ich muß als Weib ins Bürgermeisterhaus oder in den Brunnen.“

„Du mußt? — mußt? — mußt?“ . . . Er hatte begriffen und stöhnte auf in qualvollem Entsetzen: . . .

„Nichtsnutzige!“

Ihre Augen schlossen sich, ein Tränenstrom rann über ihre Wangen: „Ich hab geglaubt, daß Du mich lieb hast und mir helfen wirst,“ sprach sie mit weicher Stimme, „aber Du willst nicht.“

Sie schwieg, ihm raubten Grimm und Schmerz den Atem. Eine Weile standen sie wortlos voreinander: er, im Begriff, auf sie loszustürzen, um sie zu erwürgen; sie auf das schlimmste gefaßt und sich darin ergebend.

„Vinska,“ begann er endlich, und sie, bei diesem Ton, so trogig er auch klang, sie sagte wieder Hoffnung.

„Was — guter, guter Pabel?“

„Nichtsnutzige!“ wiederholte er mit zusammengebissenen Zähnen.

Sie wollte sich von neuem vor ihm niederwerfen, da hob er sie in seinen Armen auf, trug sie zur Tür und stieß sie hinaus. Noch einmal wandte sie sich vernichtet, zerknirscht:

„Was wirst Du sagen vor Gericht?“

„Ich werd schon sehen, was ich sagen werd,“ antwortete er.

„Geh.“

Sie gehorchte.

Im Bürgermeisterhause herrschten Verwirrung und Schrecken. Zum zehnten Male erzählte Peter den Neugierigen, die in die Sterbestube hereindrangen, wie er noch vor Mitternacht mit seinem Vater gesprochen und dann in die Kammer nebenan schlafen gegangen sei, und wie ein paar Stunden später ein Röcheln ihn geweckt habe. . . Wie er aufgesprungen, zum Vater gestürzt, ihn schon in den letzten Sügen gefunden und den Knecht nach dem Pfarrer und die Magd nach dem Doktor geschickt. . . Und wie beide zu spät gekommen. . . Und wie der Doktor, da er nach der Hand des Toten griff, die zur Faust geballte fast gewaltsam hatte öffnen müssen, um ihr ein halb geleertes Fläschchen entnehmen zu können, das die Finger, im Todeskampf erstarrt, noch festhielten.

Die Zuhörer drückten ihre Teilnahme durch Seufzen und Klagen aus, und Peter fuhr fort:

„Der Pfarrer schaut: Was ist das? fragt er, und der Doktor schaut auch, und wie er schon ist, sagt nichts — Herrgott im Himmel, ruft der Pfarrer: Ist ihm sein Leiden zu viel geworden? Ist er in Todesünde gestorben? Er ist an einer Verblutung gestorben, sagt der Doktor, und das Fläschchen führt er an die Nase: und das ist Kamillengeist! sagt er.“

„Wer's glaubt,“ fiel ein altes Weib dem Peter in die Rede, und er schluchzte auf.

„Wer's glaubt, das hab ich auch gesagt! Gift hat mein Vater bekommen, ich hab am Abend einen Kerl aus dem Garten schleichen sehen, und ich glaub, ich kenn ihn, sag ich, reiß die Magd her und gib ihr eine und sag: Wer war gestern am Abend im Zimmer bei meinem Vater? — Der Pöbel, platzt sie heraus und fällt auf die Knie; Euer Vater hat befohlen, daß man ihn hereinlassen soll. . . Schlägt mich tot, aber darauf schwör ich, Euer Vater hat befohlen, daß man ihn hereinlassen soll, ich sag, wie's ist, und weiter weiß ich nichts.“

(Fortsetzung folgt.)

Religion und Kultus der Chinesen.

III.

Staats- und Volksgötter.

Selbst mit dem peinlichsten Ahnenkult war die große Anzahl der nicht als Ahnen geachteten Seelen, die ohne Kinder oder minderjährig oder auf unnatürliche Weise Verstorbenen nicht befriedigt. Sie zogen durch die Welt als Dämonen, Kwei, speziell als „hungrige“ Dämonen: ngo Kwei. In ältester Zeit hat sich ja wohl jeder für sich schlecht und recht mit ihnen abzufinden gesucht wie anderwärts auch; dann haben größere Verbände, Geschlechtsgenossenschaften, Orte und Landschaften sich zusammengetan, um etwa beobachteten Schädigungen durch Geister entgegenzutreten. Schließlich hat der sich bildende Staat hier eingegriffen wie das teilweise bei den klassischen Völkern, jedenfalls bei den Römern und dann auch im Christentum geschah, das durch die Spende des Allerseelenfestes sich Ansehn schuf. In China bildete aus dem Ahnenkult der Monarchen sich ein Staatskult heraus, zu dessen Sorge für das Gesamtwohl es auch gehörte, der noch unberorgten Geister, die niemand kannte und nannte, zu gedenken. Dieser Staatskult, mit dem das Volk nicht das geringste zu tun hat, geht schon in unkontrollierbare alte Zeit zurück. Auch hier gibt es keine Priesterschaft, der Kaiser selbst und die hohen Provinzbeamten üben ihn aus.

Kaiser Schün, der nach den früher erwähnten Quellen 2255 vor unserer Zeit gelebt haben soll, soll zuerst dem Schangti, den sechs Verehrungswürdigen, den Bergen und Strömen sowie den hundert Geistern geopfert haben (Grube, S. 27). Unter letzteren dürften alle unbekannt Dämonen zu verstehen sein, schädliche sowohl als nützliche.

Schang-ti ist die oberste Gottheit der Staatsreligion. Der Name bedeutet wörtlich: höchster Herr, hat also nicht den geringsten mythologischen Beigeschmack. Der Höchste, schang ist nur die Steigerung von schan: Berg, Höhe, hoch, der Berg aber ist in aller Welt seit den ältesten Zeiten der Geisterstift.

Das Wort ti: Herr bezeichnet nun zwar auch den Geist und den Gott — jeder Herr ist nach alter Auffassung auch ein Gott — aber nach der realen Seite hin auch Grund und Boden, Erde, Heimat, in der Form ti auch noch der Körper (Leib); also auch dieser Höchste Herr entfernt sich nicht von Mensch, Erdboden und Grab. Er führt zwar noch den Namen hoang-tien: erhabener Himmel, aber dieser ist sicher späterer Entstehung. Auch soll er keineswegs einen Weltgott oder einen Himmelskult in christlicher Auffassung bezeichnen, sondern nur den speziellen chinesischen Reichsgott, der am Himmel thront. Ein Himmelreich, ein Reich um oder hinter dem Himmel kennt der Chinese absolut nicht. So ist hoang-tien also

nur als eine Personifikation der kaiserlichen Ahnen anzusehen, und darum heißt der Kaiser mit Recht tien-tso „Himmelssohn“. Zum Ueberflus behauptet Rabarra, der unserer Auffassung ganz fern steht, daß sowohl Schangti wie Tien im Altertum auch nur Geister schlechthin bezeichnet haben.

Der Kaiser hat sein Amt vom Schangti und regiert in dessen Namen. Versündigt sich der Kaiser, dann wird zwar das Volk geplagt, aber es hat dann auch das Recht der Absetzung — der Geist des Himmels waltet ja dann nicht mehr in dem Regenten. Es besteht also in China noch von religionswegen ein Recht auf Revolution und dieses Recht hat schon mehr wie einmal gesiegt.

Ein Kult der wandelnden Gestirne hat sich an dem Himmelskult später angeschlossen, ist ihm vielleicht gar vorhergegangen; jene erscheinen als die „sieben Lenker“ — man glaubte also an ihren Einfluß. Heute opfert der Kaiser in erster Linie nur Sonne und Mond, aber astrologische Vorhersagungen spielen noch eine große Rolle.

Auch die Erde, insbesondere aber die fünf Berge (vier nach den Weltgegenden und einer in der Mitte des Reichs), und die vier Flüsse galten schon in alter Zeit als hochheilige Staatsfetische. Die Berge kennt man heute noch; sie sind zum Teil noch stark besuchte Wallfahrtsorte. Auch Geistern von Seen und Wäldern, Quellen und Brunnen usw. opferte man offiziell.

Den Hauptgöttern des Reiches opfert der Kaiser auch heute noch selbst. 43 verschiedene Opfer hat er als Oberpriester zu vollziehen. Natürlich kann er Beamte zur Beihilfe und Stellvertretung heranziehen. Die wichtigsten sind die Opfer für Himmel und Erde, die Ahnen und das Ackerland. Dann kommen die für Sonne und Mond, den verstorbenen hohen Adel, Konfuzius, Götter des Seidenturms, Ackerbaus, Wetters und der Jahreszeiten. Zuletzt an Rang stehen die Opfer an den Kriegsgöttern, die Götter der Literatur, der Arzneikunst, gewisser Gestirne, den Unterweltsgöttern, Wassers-, Feuers-, Küchengöttern usw. (Rabarra). Die Lehnsfürsten und Statthalter haben ihrerseits den speziellen Göttern ihrer Provinzen zu opfern.

Auch den erwähnten Staatsgöttern werden Tiere, Vegetabilien, Getränke, daneben selbst Produkte des Gewerbefleißes geopfert. Das Opfer für den Himmel, zu dem alle anderen himmlischen Götter geladen sind, findet je zu den Sonnenwenden in der Chinesenstadt zu Peking unter freiem Himmel auf einer Pyramide in einem besonderen Parke statt. Es wird dabei neben vielem anderen auch ein ganzer Stier verbrannt, — auch diese Himmelsgötter brauchen Nahrung; es sind also nicht „gasförmige Wirbeltiere“ höherer Ordnung, wie sie das Christentum annimmt.

Trotz des Staatskultes haben sich im Volke eine nicht geringe Anzahl Götter Anerkennung erworben oder wohl aus früherer Zeit bewahrt. Aus der großen Geistermasse, die die Welt nach ihrer Willkür regiert, haben sich eine Anzahl herausgehoben und sind meist zu besonderen Schutzgöttern geworden.

Als Ackerbauern seit frühester Zeit lag den Chinesen selbstverständlich eine Erdgöttin nahe, — alle alten Völker kennen solche Erdmuttergöttinnen; sie sind ja die Vorgängerinnen der männlichen Ahnengötter, noch aus der Zeit der Mutterherrschaft stammend. Die chinesische Figur heißt scho (nur eine Modifikation von schi), aber so heißt auch die Schlange. Doch stimmt das so recht zu den allgemein ethnologischen Grundverhältnissen. Die Schlange ist ja in aller Welt das bevorzugteste Seelentier und weil das älteste, auch meist mit der Erdmuttergöttin verbunden, — so in Babylonien, Ägypten, Griechenland. Eine andere Erdgöttin ist hao t'u: Fürst oder Fürstin Erde (Lehm, Humus, S. 35). Sie ist die Göttin des Reichtums. (Aber auch die Schlange scho ist eine solche.) Diese Göttin bringt uns gleich ein Stück weiter in der Religionskenntnis. Hao: Fürst, Fürstin (ein Geschlecht kennt die chinesische Sprache auch nicht), bedeutet auch: gut, vortrefflich, — auch huo sind Güter, Waren. „Gut“ ist aber der Besitzer des Gutes, der Reiche, der Fürst, der Herr, der Mächtige. Die Macht ist aber auch die wesentlichste Eigenschaft der Götter, das hat schon der alte Cicero gewußt. Gottnamen sind Herrennamen. Auch das deutsche „Gott“, das sich nach den Sprachforschern angeblich gar nicht mit „gut“ zusammenbringen ließ, hat diese Verbindung doch erhalten durch das nordische godi, „Gotho“: Gutsvorsteher, Großfamilienvater, und -priester, Vorsteher des Godord.

Unser „Herr“, auch ein Gottesname, steht im direkten Zusammenhang mit einem zendischen hari: Herr und dem sanskritischen hri: rauben — jeder Herr ist ein Räuber. Auch lateinisch dius, divus: Geist, Gott stammt von dis, dives: reich, und der Gott der Erdreichümer, Pluto, heißt bei den Römern dis. Das ist aber eine genaue Parallele zu hao t'u.

So sehen wir auch hier, wie früher beim Ahnenkult, daß alle Götterqualität sich um Reichtum, Macht, Glück und Besitz dreht. Es wird auch in der religiösen Frage nur mit Wasser gekocht — und nicht immer mit ganz reinem.

Ahnen- und Staatsgötterkulte schaffen das Uebel immer noch nicht aus der Welt. In jedem persönlichen Unglück sieht der Chinese ja nicht die eigene, nicht die gesellschaftliche Schuld, sondern die Einwirkungen der noch ungepflegten und daher bösen Geister oder auch, was aber auf dasselbe herauskommt, der Zauberer. Hat sich auch in China mangels staatlicher Unterstützung noch kein allgemeines oder offizielles Priestertum entwickelt, der Schamane — Priestertum eigener Unternehmung nennt es Lippert — konnte man sich doch nicht erwehren. Ihr klassisches Land, Nordasien, ist ja allzu nahe und stammverwandt. Und so gibt es nun allerhand Wahrsager, Traum-

und Anzeigendeuter, Geisterbanner und Zauberer, von denen die letzteren natürlich nicht nur nützen, sondern auch schaden können und deshalb nach Befinden durch den Gegenzauber eines anderen Ehrenmannes unschädlich gemacht werden müssen. Schon vor 3000 Jahren gab es am kaiserlichen Hofe einen „Oberherrenmeister“. Die Zauberer werden zwar gefürchtet aber nicht verfolgt; zu ihnen gehören besonders Maurer und Zimmerer. In Deutschland waren es einst die Abbeßer und Henker, die Ruf genossen — in China natürlich noch heute. Wer Geister genügend zu kennen und sich mit ihnen zu verstehen glaubt, kann natürlich selber hexen. Jedermann in China versucht sich in dieser nützlichen Kunst. Wir stellen heute die Formen des Aberglaubens der europäischen Völker mühsam aus den Resten zusammen. In China ist das leichter, da blüht der Volksaberglaube noch auf offener Straße, und er wird, gleich dem Staats- und Ahnenkult, auch heute wohl noch auf derselben Stufe stehen wie vor Jahrtausenden; jedenfalls ist er ganz ursprünglich und höchstens von den modernen Kultur erzeugnissen etwas beeinflusst, — von der Kultur selber jedenfalls nicht.

Die bösen Dämonen, gegen die der Chinese sich zu wehren hat, nennt er vornehmlich kwei. Nun bedeutet daselbe Wort sogar in derselben Betonung auch: teuer, edel, reich, Vornehmer, Adliger — es ist also ein Herrname der bekannten Art, der besonders die Junker bezeichnet. Diese Vurschen mögen es zur Zeit, wo ihre Herrschaft blühte, nicht schlecht getrieben haben, daß gerade ihr Name für die Teufel benutzt wurde.

Geradezu zahllos sind die Vornahmen und Handlungen, die die Chinesen erkennen und nun gewohnheitsmäßig tun, um sich gegen die Dämonen zu wehren. Die abergläubischste deutsche Bäuerin ist ein Waisenkind gegen den gebildetesten Chinesen, der durch seine Dämonenfurcht auf Schritt und Tritt gehindert wird. Nur zwei Beispiele aus Grube (S. 173): „So ist z. B. in jedem Hofe gegenüber dem Eingangstore eine kleine Steinmauer errichtet, die, schirmartig, den Blick ins Innere verdeckt und nur den Zweck hat, den bösen Geistern den Eintritt zu verwehren. — Da die Dämonen nach dem herrschenden Volksglauben die geraden Wege bevorzugen, werden in China die Feldwege fast stets in Zickzacklinien angelegt, um jene irrezuleiten.“

Und dergleichen Gedanken herrschen noch in der „Intelligenz“. Wie Nabarra berichtet, wurde zur Zeit des Vorergriffes von der offiziellen „Peking Zeitung“ im vollsten Ernste behauptet, die Erfolge dieser Rebellion kämen daher, „weil die Boxer tugelose seien, sich durch Pferde und Menschen aus Papier an Zahl verstärken sowie die feindlichen Waffen verheizen könnten“.

Auch in China erhalten die Hinzurückstehenden eine Henkersmahlzeit, die den bei uns bereits in Vergessenheit gekommenen Zweck hat, die Seele gütig zu stimmen und am Aufzuzucken zu verhindern.

Heroen im klassischen Sinne als Söhne überirdischer Wesen mit irdischen Frauen besitzt der Chinese in seinem Pantheon nicht, weil, wie wir sahen, er überirdische Götter überhaupt gar nicht kennt. Sie waren ja auch im europäischen Altertum nur Dichtergestalten und nicht Figuren des Volkskults.

Aber man besitzt rein irdische Heroen. „War einmal der Glaube an ein Fortleben der Verstorbenen und an einen Einfluß ihrerseits auf die Geschehnisse der Lebenden gegeben, so lag es sehr nahe, solchen Persönlichkeiten, die sich bei ihren Lebzeiten, sei es als Staatsmänner, sei es als Feldherren oder als Philosophen und Weise, auch um weitere Kreise, um bestimmte Berufsgruppen, vielleicht gar um das ganze Reich verdient gemacht hatten, auch nach ihrem Tode einen weiter reichenden Einfluß zuschreiben und ihnen daher auch außerhalb des engen Kreises der Geschlechtsangehörigen posthume Ehren zu erteilen. So entwickelte sich allmählich aus dem Ahnenkult der öffentliche Heroenkult.“ (Grube S. 52, 53.) Hier sehen wir also öffentlich und im Tageslichte der Geschichte „Götter“ entstehen, denn nur auf diesem und keinem anderen Wege können die Götter aller Völker und Zeiten entstanden sein, so sehr sich Geschichtswissenschaft und Theologie noch gegen diese Anschauung sträuben. In China entstehen alle Tage noch neue Gottheiten (S. 162) auf eben dieser Grundlage, nicht in Folge Naturphantasien. Es gibt da selbstverständlich Schutgötter aller Gewerbe, jedes neu entstehende macht sich einen neuen Gott. Es gibt Götter für alles Tun und alle Dinge; in Peking gibt es sogar einen Schutgott der Abtritte. (S. 172).

Götter dieser Art sind wohl auch die Schutgötter der Städte und der Kriegsgott kuanti selbst, während der Herdgeist, der Feuer-gott, wohl mehr dem Gespenstbegriffe entstammen. Daneben treten auch noch die aus den Religionen niederer Völker bekannten Tiergötter auf; die wichtigsten sind der Drache, lung (eine Modifikation der Schlangengestalt), und die Schildkröte, kwei, also der „Dämon“ schlechthin. Jener personifiziert eine ursprüngliche Erd- und Wasser-gottheit; er ist das Wappentier des Reiches; der chinesische Thron ist lung-wei: der Drachensitz.

Das stärkste Glied in der Kette des Aberglaubens ist das Jung-schui: Wind und Wasser bezw. deren Einflüsse. Es ist ein sehr kompliziertes geomantisches System, um aus der Lage von Hügeln, Flüssen, Bäumen usw. den geeigneten Platz für Gräber, Häuser, Ortschaften usw. zu bestimmen und üblen Einflüssen durch gute entgegenzuwirken. Große Nollen spielen dabei Tiger und Schildkröte, die größte aber der Erdbrache, der durchaus nicht Beunruhigt werden darf. Auch die beiden gegensätzlichen Prinzipien Yin und Yang: weiblich und männlich, gerade und un-

gerade, dunkel und hell, Mond und Sonne konnten dabei in Frage. Die Geomanten sind Gelehrte, die sehr lange ihren Unsinns studieren müssen. Sehr viele Klagen entstehen wegen des Jungschui, besonders wegen alter oder neu anzulegender Gräber; sie werden meist zugunsten der Toten entschieden. Das System ist der Weiterentwicklung Chinas schädlich, weil es alle Neuerungen verbietet. Besonders feindlich ist der Erdbrache den Eisenbahnen und Telegraphen gesinnt.

Entgegen den Phantasien der Modernen, die den babylonisch-ägyptischen Gestirne- und Sonnenkult selbst bei so kleinen Gemeinschaften suchen, wo insbesondere letzterer gar nicht entstehen und Fuß fassen konnte, haben diese in dem großen China nie eine bedeutende Rolle gespielt. Von Tempeln für sie erfahren wir nichts.

Die alten Chinesen hatten keinerlei Jenseitsvorstellungen (S. 22); wer sich gut mit den Geistern stellte, dem ging es schon auf Erden gut und wem Unglück traf, das mußte wohl ein dummes oder auch schlechter Kerl sein. Mit den neuen „Lehren“, dem Konfuzianismus usw. brangen die Paradiesesgedanken ein, denen konsequent die von der Hölle folgten. Natürlich malen die Selten, die den Himmel verschaffen können — Taoisten und Buddhisten — die Hölle möglichst schrecklich; zehn Höllen mit zehn Richtertribunalen erwarten den Bösen, der kein Geld hat, die Pfaffen reichlich zu beschicken; neben dem Himmels- tritt der Höllengott (S. 127).

So lernen wir durch Grube die chinesische „Religion“ als ein weit ausgedehntes Wahngelbilde und ein schrecklich verwirrtes, aber dennoch vom richtigen Standpunkte aus ganz durchsichtiges System menschlichen Irrtums erkennen. Grube zeigt uns auch nirgends etwas, das nur irgendwie einer Gottheit nach unseren Begriffen ähnelte, so daß wir ganz ruhig leugnen dürfen, daß der Chinese überhaupt diesen schwierigen Begriff besitze. Wenn Grube nun trotz seiner vielen Nachweise, wie Menschen vergottet wurden, doch noch sagen kann, daß in China die „Gottheiten“ individualisiert und vermenslicht wurden, so zeigt das, um seine eigenen Schlusssätze (S. 199) zu gebrauchen, „in hohem Grade instruktiv, wie reine Phantasiegebilde, sobald sie den Charakter von Zwangsvorstellungen annehmen, einen ungleich höheren Grad von Realität erlangen können, als alle realen Mächte der Wirklichkeit“. Grube meint es zwar etwas anders und auch so ist es nicht falsch, — aber das Wort paßt vortrefflich auf die aller Realität baren Zwangsvorstellungen, die sich die Forscher unter dem Einfluß des Christentums über die ursprünglichen Religionen gebildet haben, die aber durch die chinesische „Religion“ glatt widerlegt werden.

D. S o m m e r.

Unter Bananen.

Unter Palmen zu wandeln, ist der Wunsch und die Sehnsucht aller phantasievollen Menschen und Träumer des europäischen Nordens. Sie denken nicht an die Gefahren, die in dem Klima der tropischen Zone der Gesundheit drohen. Wenn in der Glut einer heißen, brennenden Sonne das breite Blätterdach die Stirne beschattet, dann umgarkeln sie die Phantasiegestalten ihrer Dichter. Der Tempelherr, Nathan der Weise, Sultan Saladin, Mecha und Daja scheinen gespensterhaft zwischen den Stämmen zu hoden, und einem Irrwisch gleich tanzt in der dahinter liegenden Sandebene der Dervisch. Ein Spaziergang unter Bananen bietet der Phantasie weniger Raum, regt aber desto mehr zum Nachdenken an. Hat sich auch die Voraussage Humboldts nicht erfüllt, daß die Banane dereinst für die Menschheit dieselbe Bedeutung haben wird, wie der Weizen, so läßt der Fruchtreichtum der Bananenpflanzungen dieses Ziel noch immer erhoffen.

Die Amerikaner in den Nordstaaten der neuen Welt lernten den Wert und die Güte der Banane durch einen Zufall schätzen. Der Bostoner Schiffsreederei Lorenzo Valer, der auf einem kleinen Segelschiff den Verkehr mit den südamerikanischen Tropen vermittelte, brachte auf einer seiner Rückreisen zum ersten Male Bananen als Nolladung nach dem Heimatshafen. Der Versuch, diese Tropenfrucht in Nordamerika einzuführen, gelang so vollkommen, daß der spekulative Seefahrer bald sein Gewerbe als Verladener aufgab und der erste Bananenimporteur in den Vereinigten Staaten wurde. Mit der Beliebtheit der Frucht wuchs auch das Interesse für die Geschichte der Banane. Diese reicht bis zur biblischen Erzählung von der Erschaffung des ersten Menschen zurück, denn der botanische Name *musa paradisiaca* kennzeichnet die Banane als die verbotene Frucht des Paradieses, was wohl bei den belehrten naiven Eingeborenen und der puritanischen Bevölkerung in den nördlichen Regionen zu der großen Verbreitung dieser Nahrungsf Frucht beigetragen haben mag. Mit dem Gedanken hatten sich auch schon die berühmtesten deutschen Naturforscher vertraut gemacht, daß die Bananenfrucht ein Nahrungsmittel und kein Erfrischungssobst darstellt. In ihrem Mutterlande Asien, im indischen Archipel, in China und Hindostan gilt die Banane als das Brot der Tropen. Dieser Ruf veranlaßte die Pflanzler, auch in anderen tropischen Gegenden den Anbau zu versuchen. Aus diesen Anfängen entwickelten sich die weitausgedehnten Pflanzstätten des nunmehr kultivierten Bananenbaumes in Zentralamerika und auf den Antillen.

Schon bei der Einfahrt in Port Antonio auf Jamaika erblickt man auf den weit ins Meer hinausreichenden spitzen Landzungen die Plantagen, Eingebettet zwischen einem in langen, breiten

Reihen aufgebauten Wald von nicht selten zwölf Meter Höhe erreichenden Bäumen liegen die zahlreichen Pflanzerverbände. Es sind einfache, mehr Hütten gleichende Cottages, stellenweise überlagert von einer im indischen Bungalov- oder deutschen Villenstil errichteten Residenz der Beamten der amerikanischen Handelsgesellschaften, die die Anpflanzungen eignen. Zur Zeit der Reise bieten die Aaleen dem Auge das durch nichts übertroffene Bild einer echten tropischen Landschaft. Die schlanken, nach oben in eine Spitze auslaufenden Stämme mit dem breiten und weit ausgehenden palmähnlichen Blätterdach und den handförmig übereinander gereihten, goldschimmernden Früchten an dem Tragstengel, lassen die systematische und fortgeschrittene Pflege dieses asiatischen Wildlings erkennen. Aus dem ehemaligen Schattenbaum der Inselbewohner züchteten die Amerikaner mit Hilfe der von deutschen und englischen Gelehrten gesammelten Erfahrungen eine Kulturpflanze, die den Unternehmern reichen Gewinn bringt und dazu berufen erscheint, das Problem der Ernährung der Volksmassen zu lösen, das in Amerika durch die ununterbrochene Steigerung der Nahrungsmittelpreise, sowie durch die andauernd schlechte Viehmast, einer dringenden Lösung bedarf. So wie in Jamaika, entstanden unter derselben energischen Leitung große Pflanzungen in Costa Rica, Guatemala, Cuba und San Domingo. Desgleichen in den zentralamerikanischen Gebieten Columbia und Panama. Die dichtbestäubten Anbauflächen erstrecken sich auf viele tausend Hektar. Der Gesamtbesitz der United Fruit Company allein wird auf mindestens sechzigtausend Hektar reich ergiebiger Plantagen geschätzt.

Die Methoden des Anbaues bleiben sich im allgemeinen gleich. Wo es notwendig ist, wird das Land erst ausgerodet und geätet. In Costa Rica werden die Bäume einfach abgeschnitten. Nach sechs Monaten haben Regen und Hitze alles bis auf den Stamm vernichtet, der nach einem Jahr an der Seite des neuen Schöplings ebenfalls abstirbt und verschwindet. Die Aufzucht aus Samen hat in diesen Bananenpflanzungen gänzlich aufgehört. Die von der alten Pflanze abgeschnittenen Wurzeln werden zu vier oder fünf in einen neuen Erdhügel umgesetzt. Der jungfräuliche Boden bedarf keiner Düngung; tatsächlich wachsen in Zentralamerika seit zwanzig Jahren Bananen, ohne den Boden erschöpft zu haben. Trotzdem verlangt die Bananenkultur, vornehmlich in Kuba und Jamaika, nach einer Reihe von Jahren eine gewissenhafte Behandlung nach modernen landwirtschaftlichen Grundsätzen.

Für den Transport sind alle technischen Hilfsmittel der Neuzeit im Gebrauch. Deshalb mutet es den Besucher der Pflanzungen in Jamaika seltsam an, wenn ihm zur Erntezeit eine Schar gumeist weiblicher, dunkelhäutiger Eingeborener begegnet, mit dem Bananenbündel auf dem Kopfe. Im Gänsemarsch, an einer Banane lanend oder die Vorausgehenden mit Scherzworten zum Aufschritt anfeuernd, bringt jede dieser Schwärzen ihre Last zur Verwendungsstelle, die sehr oft meilenweit vom Ernteplatz entfernt liegt. Der Jamaikaner wird von Kindheit an daran gewöhnt, alles, was der Weiße mit den Händen trägt, auf dem Kopf zu balancieren. Der Amerikaner läßt, wenn es in seinem geschäftlichen Interesse liegt, jeden nach seiner Façon selig werden, weshalb auch auf dieser Antilleninsel für das zwölftausend Hektar umfassende Plantagenareal neben dem rollenden Material der Eisenbahnen und Trambahnen die Regerebevölkerung als Transportmittel verwendet wird. Auf den anderen Inseln und dem zentralamerikanischen Festlande dienen zur Beförderung der Ernte insgesamt an 1600 Waggons mit 66 Lokomotiven, 350 Trambahnwagen und eine Anzahl Kanal- und Leichterfahrzeuge. Alle diese für den Großbetrieb notwendigen Einrichtungen werden noch übertroffen durch die Flottille von 150 stahlgepanzerten, mit Kühlräumen ausgerüsteten Dampfern, die in einem regelmäßigen Seedienst zwischen Westindien, Zentral- und Südamerika und den Häfen der Vereinigten Staaten von Nordamerika das meiste zu der Entwicklung des amerikanischen Bananenhandels beigetragen haben.

Die Fahrt auf einem dieser Luxusdampfer gewährt einen Einblick in die Art und Weise der Verschiffung der Bananen. Sobald der Dampfer in einem der Ausfuhrhäfen Sama und Pines auf Cuba, Port Antonio auf Jamaika, Puerto Plata auf San Domingo, Port Liman auf Costa Rica, Bluefields in Nicaragua oder Bocas de Toro in Panama und Santa Marta in Columbia eingetroffen ist, werden die bis zu 135 Einzel Früchte tragenden, noch grünen Bananenbündel an Bord gebracht und in dem Kühlraum schichtenweise verlastet oder frei aufgehängt. Einer der fünf tausend-Tonnen-Dampfer hat einen Fassungsvermögen für 40 000 Bündel, die in diesen schwimmenden Kühlhäusern vollends ausreifen, bevor sie im Heimatshafen anlangen. Alle Früchte, die über New York und Boston nach Kanada und England exportiert werden, müssen dementsprechend viel früher geerntet werden, als die für den Westen und Norden der Vereinigten Staaten bestimmten Sendungen. Für diese sind in New Orleans und Mobile Umschlagstationen errichtet, wo die Lösung der Ladung durch ein Dampfbaggerad bewerkstelligt wird. So ein großes Schaufelrad reicht bis in den Laderaum, wo auf jede Schaufel ein Bündel gelegt wird, das nach der Umdehnung auf der Landungsstelle abgehoben und in die bereitstehenden Kühlwagen der Anschlagbahnen verladen wird, wo der Reifeprozess weiter vor sich geht. Hierdurch ist es gelungen, die Märkte stets mit frischen, reifen Bananen zu versorgen und auch den von Jahr zu Jahr sich steigenden Bedarf zu decken.

In den Vereinigten Staaten von Amerika schätzt man die Wertziffer des Verbrauchs an Bananen auf nahezu sechzig Millionen.

nen Dollars. Allerdings erscheint die Verbrauchsziffer so hoch, weil neben dem Bananenhandel eine große Bananen-Nahrungsmittelindustrie entstand. Da der Genuß der frischen Banane nicht jedermann anzuraten ist, so wurden Versuche angestellt, Bananenpräparaten und aus den Abfällen allerlei Bananenpräparate zu erzeugen. Den Unternehmern ging es anfänglich ebenso wie Sir Walter Raleigh mit seiner Behauptung, die aus Amerika mitgebrachte Karotte wäre essbar; sie wurden ausgelacht. Sie ließen sich aber nicht entmutigen. Die Frucht wurde also getrocknet und zu Stoffen verarbeitet, die gleich allen anderen amerikanischen Naturspeisen, wie Hafermehl, Kornstarkes und dergl., bald auf dem Frühstückstisch und in der Küche Verbreitung fanden. Unter andern ein Kaffeesurrogat Bonano, ein dem Weizenmehl ähnliches Bananenmehl, der goldig schimmernde Bananenessig, getrocknete Bananenfeigen und verschiedene Gelees und Konfitüren. Aber nicht nur den Norden Amerikas und Kanada haben die Bananen-Importeure und die Fabrikanten von Bananenprodukten erobert, sondern auch den englischen Markt, der die Einfuhr von Bananen vorläufig für Europa kontrolliert. Nach den Rechenschaftsberichten der im Bananenhandel tätigen Gesellschaften werden in den letzten Jahren immer größere Ueberschüsse erzielt. Die kommerziellen Vertreter der Unternehmungen sind vielleicht in manchen Punkten zu optimistisch, in bezug auf den wachsenden Umfang des Bananengeschäftes mit den außerenglischen Staaten dürften sie sich jedoch in der Erwartung einer ganz bedeutenden Steigerung des Exports von Bananen aus Amerika nach England und Deutschland nicht täuschen. Erstens sind durch den Mangel jeglicher Konkurrenz aus anderen tropischen Produktionsgebieten die Vorbedingungen hierzu gegeben, zweitens haben es die amerikanischen Bananenzüchter verstanden, die beste Auswahl unter den 176 Abarten zu treffen und das Geheimnis des Erfolges zu entdecken: Gute Pflege der Pflanze, rechtzeitige Abnahme der Fruchtbündel und vorsichtige Verladung, beschleunigte Ablieferung an den Verbraucher, um den Fäulnisansatz zu vermeiden und eine stetige Herabminderung der Transportkosten.

Emanuel Lauffig.

Kleines feuilleton.

Aus dem Pflanzenreich.

Ueber „Parkbäume und Ziersträucher“ hat Otto Feucht in der Sammlung „Naturwissenschaftlicher Wegweiser“ (Verlag Strecker u. Schröder in Stuttgart; Preis 1 M., gebunden 1,40 M.) ein Vändchen erscheinen lassen, das den Leser mit den Holzgewächsen bekannt machen will, die bei uns in Geden, Parks und Gärten die künstliche Ergänzung freiwachsender Wälder und Gesträucher bilden. Eine starke Beschränkung des Stoffes ergab sich dabei von selbst, denn die Zahl der kultivierten Gehölze ist überaus groß, besonders wenn auch die Spielarten berücksichtigt werden. Der Laie wird sich auch von solchen Pflanzen kein richtiges Bild machen können, die im Buche nur mit Namen genannt und mit wenig Worten charakterisiert werden. Wenn er es aber als Begleiter auf Streifereien in Parks und Gärten wiederholt benutzt und sich auf die zahlreichen abgebildeten Formen beschränkt, so wird er ohne große Mühe manch fremdes Gewächs kennen lernen. Auch manches heimische, denn der Verfasser zeigt z. B. auch die Unterschiede zwischen Tanne, Fichte und Kiefer, die im Sprachgebrauch des Volkes unterschiedslos mit einander vermengt zu werden pflegen. Außer den Zeichnungen, die zur Wiedererkennung einzelner Pflanzenteile dienen sollen, geben sechs Tafeln malerische Baumgruppen, die auch das Erkennen nach der allgemeinen Tracht mancher Baumarten erleichtern. Eine große Zahl der vom Verfasser, einem sachkundigen Forstmann, berücksichtigten Gehölzarten sind auch in den Anlagen und Gärten von Berlin weit verbreitet, so daß das Büchlein manchem Berliner, der auf Spaziergängen seine Blide fragend und bewundernd auf einen schön blühenden Strauch oder einen schön gewachsenen Baum richtet, ein guter Berater sein kann.

L. L.

Technisches.

Das künstliche Leder. Es sind jetzt rund drei Jahre vergangen, seit in Belgien von Louis Gevaert eine Erfindung gemacht und zum Patent angenommen wurde, die eine Entwicklung von großer Bedeutung versprach. Es handelt sich um die Schaffung eines künstlichen Leders. Im Laufe der seitdem vergangenen Zeit ist das Verfahren so weit vervollkommen worden, daß es jetzt mit einem besonderen Preise ausgezeichnet worden ist. Es besteht darin, ein Baumwollgewebe mit gewissen Lösungen so zu durchdrängen, daß es lederartige Beschaffenheit annimmt. Nach einer Versicherung des „Kosmos“ besitzt Schußwert, das aus diesem Stoff angefertigt wird, durchaus die Widerstandsfähigkeit, Geschmeidigkeit und Haltbarkeit von Schuhen aus eigentlichem Leder, ist aber selbstverständlich um ein Mehrfaches billiger. Seine Verfertigung kostet selbst bei Anwendung von Handarbeit nur wenig über 3 M. für ein Paar Schuhe, und der Verkaufspreis ist auf etwa 5 M. angefest worden. Es läßt sich kaum ausdenken, welche Umwälzung in der Industrie dadurch hervorgerufen würde, wenn das künstliche Leder wirklich die hervorragenden Eigenschaften besitzt, die ihm schon jetzt nachgesagt werden.